

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 8

Artikel: Die Schweiz im Schweizer Spiegel
Autor: Guggenbühl, Adolf / Huber, Fortunat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080181>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Erheblicher Wagemut»

friedlich-freiheitlichen Schweiz aus dem Kult der Begründer und Lenker solcher Gewaltregime kein Segen erwachsen kann, sollte — sagen wir es ganz deutlich — jedem, der nicht schwachsinnig ist, einleuchten!

Im Namen der Wissenschaft wird — das war die undiskutierte Grundthese der «antikapitalistischen, antifaschistischen Informationswoche» — von unseren heutigen Führerkütlern «der Kapitalismus» als getarnter gleichwertiger Bruder des «Faschismus» erklärt. Genau so haben die Nazi damals von der «kapitalistisch-kommunistisch-jüdischen Ideologie und Weltverschwörung» gesprochen. Viel näher der Wirklichkeit kommt man, wenn man die Revolutionen Lenins, Hitlers und Maos im wesentlichen als ähnliche Reaktionen von Völkern versteht, welche noch nicht reif sind oder waren, die freiheitliche Demokratie zu akzeptieren.

Auch Kapitalismus zeigt Neigungen zur «Verklüngelung», die ich 1964 am Zermatter Typhus-Skandal aufgezeigt habe, und zu gefährlicher Sprengung der nationalen Massstäbe (wozu die Zulassung des nun skandalumwitterten IOS-Anlagefonds in der Schweiz gehörte). Aber er ist in der heutigen Gesellschaft das einzige Wirtschaftssystem, in dem freiheitliche Demokratie gedeihen kann. Dies soll hier künftig begründet werden.

Auf solch prinzipieller Ebene sollten sich Professoren und Studenten gegenüber der Minderheit, die unsere schweizerischen Hochschulen terrorisiert, stellen — immer wieder, täglich, stündlich. Auf jedes Votum eines Extremisten sollte eine Erwiderung folgen. So haben wir seinerzeit mit den Nachbetern der Gewaltideologien aufgeräumt. Und wir hätten auch «Fahnen», lies: Götterbilder heruntergeschnitten. Es gibt einen Grad totalitärer Emotionen, der nur mit emotionalem demokratischem Vorgehen in Schranken gewiesen werden kann.

Zugleich aber: unermüdliche Diskussion und Erarbeiten eines Gegenwegs in eine bessere Zukunft — in die freiheitliche Erneuerung!

Als es 1925 begann

Herbst 1925: dreizehn Jahre nach Beginn der chinesische Revolution, acht Jahre nach der russischen und nach dem Kriegseintritt der USA, sieben Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und sechs nach der Gründung des Völkerbunds — sieben Jahre nach dem Generalstreik und der Grippe-Epidemie, sechs nach Einführung des Nationalratsproporz und der 48-Stunden-Woche in der Schweiz, fünf nach deren Beitritt zur Genfer Friedensorganisation.

Mancher Raureif war auf allzu hochfliegende Träume einer Weltfriedensordnung, des Selbstbestimmungsrechts der Völker und der allgemeinen Ausbreitung der Demokratie gefallen. Die USA und bisher auch die Sowjetunion waren dem Völkerbund ferngeblieben. 1922 hatte Mussolini die italienische «Demokratie» ausgelöscht, hatten die Deutschen sich in Rapallo mit dem sowjetischen Diktaturstaat zu einem Sondervertrag zusammengefunden.

Mühsam waren die Währungen wieder in Ordnung gekommen — die deutsche Inflation hatte bekanntlich astronomische Ziffern erreicht und in unserem nördlichen Nachbarland das, was von Bürgertum je da gewesen und noch vom Krieg übrig geblieben war, tief erschüttert. Die Konferenz von Locarno (5. bis 16. Oktober) stand bevor, welche die Verständigungspolitik zwischen dem französischen Staatsmann Aristide Briand und dem Deutschen Gustav Stresemann für einige Zeit tatsächlich möglich machte.

Europa war wie heute voller Wirrnisse und staatlicher Willkür. Die Schweiz war politisch und sozial äusserlich eher weniger ruhig als jetzt: Streiks und sogar «Saalschlachten» in kantonalen Parlamenten waren nichts völlig Ungewöhnliches. Aber nicht das war die Hauptsorge der Gründer des Schweizer Spiegel, sondern die Tatsache, dass, wie Guggenbühl 25 Jahre später sich ausdrückte, «unsere ganze Bildung diejenige einer deutschen Pro-

vinz war». Er und Huber sahen, dass diese Abhängigkeit «für die Schweiz den Untergang bedeutete, wenn nicht rechtzeitig eine Selbstbesinnung erfolgte. Aus diesem Grund und nicht etwa aus Abneigung gegen Deutschland bekämpften wir den übermässigen deutschen Einfluss in der Schweiz.» «Es waren aber», wie Guggenbühl weiter erklärte, «vielleicht nicht einmal in erster Linie politische Gründe, die uns veranlassten, leidenschaftlich für das Schweizerische einzutreten. Wir erkannten, dass eine Entfaltung der schöpferischen Kräfte unseres Landes nur möglich war, wenn wir unsere Eigenart nicht verleugneten. Solange wir unsere Augen auf das Ausland richteten, Berlin oder Paris das Vorbild war, degradierten wir uns notwendigerweise zur Provinz. Kulturpolitik, die sich in der sogenannten geistigen Landesverteidigung, der Abwehr unerwünschter ausländischer Einflüsse, erschöpft, ist immer zum Misserfolg verurteilt. Man muss an Stelle des unpassenden — an sich durchaus nicht minderwertigen — Fremden etwas Eigenes schaffen. Das war unser Hauptziel. Um dieses zu erreichen, war es nötig, zuerst einmal zu zeigen, wie wir Schweizer sind und dass wir anders sind . . .»

25 Jahre später konnte man sich, wie Guggenbühl feststellte, «kaum vorstellen, in welchem Mass wir damals zur öffentlichen Meinung in Gegensatz standen. In allererster Linie stiessen wir auf Widerstand durch unsere betont nationale Einstellungen . . . Wer, wie wir, leidenschaftlich für die Aufwertung des Schweizerischen eintrat, wirkte wie ein Hecht im Karpenteich.»

Heute kann man sich das wieder sehr wohl vorstellen. Und man versteht auch die freundliche Skepsis, mit der Anfang Juli vor 46 Jahren die Neue Zürcher Zeitung kommentierte:

«Der junge Verlag Guggenbühl und Huber überraschte kürzlich die Zeitungen mit der Mitteilung, dass er eine belletristische Zeitschrift mit betont schweizerischer Eigenart vorbereite. Da wir weder die Erfahrungen noch

die Ideen der beiden Verleger, nur deren erheblichen Wagemut kennen, enthalten wir uns eines Urteils.

Darüber wird man im ganzen Land einig sein, dass uns der Typus einer grossen, von Wirklichkeitssinn getragenen, breite Kreise erfassenden Zeitschrift fehlt, die sich nicht mit dem herkömmlichen belletristischen Schema begnügt. Wer sie uns zu schenken berufen ist, das steht noch in den Sternen geschrieben.»

Wie lernten sie sich kennen?

Antwort schon damals: «Leichter als vor 30 Jahren»

In der Juli-Nummer 1927 stellte der Schweizer Spiegel eine Rundfrage: «Wie lernten Sie sich kennen?» Die Redaktion beschliesst im September die Reihe der Antworten mit folgenden Bemerkungen:

Wenn uns also ein junges Mädchen fragt: «Was muss ich machen, um einen Mann zu bekommen?», so ist die einfache Antwort: «Gehe dorthin, wo Männer in heiratsfähigem Alter sind.» Die Gelegenheiten zum Sich-Kennenlernen sind heute viel häufiger als vor 30 Jahren; die gemeinsame Berufstätigkeit und vor allem der Sport ermöglichen einen zwanglosen Verkehr der Geschlechter. Wir wissen, dass unsere Antworten kein ganz richtiges Bild des Problems geben. Einmal waren natürlich alle Einsender bestrebt, die Gründungsgeschichte ihrer Ehe etwas poetisch zu verklären, und anderseits haben vielleicht nur solche geschrieben, welche wirklich aus Liebe heirateten. Von den vielen andern Motiven, Geld, Familiengründen, Heirat, um eine Freundin zu ärgern, Heirat, um aus dem Elternhaus fortzukommen, haben wir nichts gehört. Aber sicher spielen sie auch keine so grosse Rolle, wie man gewöhnlich annimmt. Wir sind auch fest überzeugt, dass Liebesheiraten heute viel häufiger sind als noch vor 30 Jahren . . .

Würde man heute nicht genau gleich urteilen: Liebesheiraten sind heute

viel häufiger als noch vor 30 Jahren! Dabei wäre nur 1941 gemeint, und längst nicht 1927 oder gar die letzten Jahre des letzten Jahrhunderts. — A propos! Wie so schnell wären wir geneigt, die Zeit der zwanziger Jahre als noch mehr oder weniger sportlos zu bezeichnen, und doch: Schon damals machte der Sport heiratslustig!

Schatten über der Schule

Rundfrage mit Kommentar von Willi Schohaus

Im November 1927 startete der Schweizer Spiegel eine weitere Umfrage: «Worunter haben Sie in der Schule am meisten gelitten?» Es hiess dort u. a.: Das Problem muss jedermann interessieren! Die Schule entscheidet so weitgehend über Wohl und Wehe der Jugendzeit. Und von den Eindrücken der Jugend hängt in so hohem Masse Tüchtigkeit, Glück und Sinn unseres Lebens ab. Die relativ grosse Uninteressiertheit der Erwachsenen ist das grösste Hemmnis für eine erfreuliche Entwicklung der Schule.

In der Dezember-Nummer des gleichen Jahres schreibt die Redaktion zum Ergebnis der Rundfrage u. a.

Die Antworten auf unsere Rundfrage haben ein erschütterndes Material zutage gefördert. Selbst die kleine Auswahl, die wir publizieren können, legt davon Zeugnis ab. Es ist selbstverständlich, dass sich die Veröffentlichung dieser furchtbaren Anklagen nicht gegen die Lehrerschaft als Gesamtheit wendet. Eine solche Missdeutung verbietet schon Stellung und Ruf des Verfassers, Dr. W. Schohaus (Lehrer für Psychologie und Pädagogik am Seminar Rorschach). Ausserdem wird dem Schweizer Spiegel niemand zutrauen, dass er, dessen höchstes Ziel es ist, mitzuhelfen, dass wir uns untereinander besser verstehen, einen Stand herausgreifen würde, um diesen als solchen anzugreifen . . .

Willi Schohaus leitet seine Überlegungen zum Ergebnis der Rundfrage folgendermassen ein:

Alle Schulnot lässt sich auf drei Grundursachen zurückführen: Sie liegt erstens im System unserer Schule, in der Macht einer vielfach verknöcherten Tradition, der gegenüber auch der Lehrer als einzelner ohnmächtig ist. Sie liegt zum anderen Teil und hauptsächlich in der Tatsache, dass im Lehrerberuf häufig Leute wirken, denen eine genügende pädagogische Qualifikation abgesprochen werden muss.

Oft liegt die Quelle des Leidens aber auch in erster Linie beim Kinde selbst, in seiner Überempfindlichkeit, in seinem verträumten Wesen, in seiner mangelhaften Selbstdisziplin, in seiner übersteigerten Liebebedürftigkeit, in seinem zähen Festhalten an unerfüllbaren romantischen Erwartungen. Zum Schluss schreibt Schohaus in der Januar-Nummer 1928:

Die grösste Zahl dieser Bekenntnisse bezeugt eine Wahrheit, die der Pädagoge Diesterweg einmal auf die kurze Formel gebracht hat: «Eine Schule ist so gut, wie die Lehrer, die sie hat.» Gewiss, unsere Beispiele zeigen es immer wieder, dass auf die Persönlichkeit des Lehrers unendlich viel ankommt. — Aber hinter dem Schulmann steht eben doch der ganze Geist der Öffentlichkeit, in welchem auch seine Arbeit und der erzieherische Erfolg und Misserfolg seines Tuns wurzeln. — Jedes Volk hat in jeder Zeit schliesslich die Schule, die es verdient. Im Segen und Unsegnen der Schule spiegeln sich die Talente und die Gebrechen der ganzen Generation. Die Schule ist letzten Endes nur einer der Kanäle, in die sich der Zeitgeist ergiesst und in denen er seine Eigenart manifestiert.

Die Umfrage kostete die Zeitschrift über 500 Abonnenten in der Lehrerschaft — wo der Schweizer Spiegel aber alles in allem stärker gelesen wurde als zuvor und bald seine treuesten und relativ zahlreichsten Abonnenten fand. — Auch wurden die Antworten und Kommentare unter dem Titel «Schatten über der Schule» in einem Buch veröffentlicht, das erhebliche Wirkung zeitigte.

Wir wollen uns nicht gewöhnen!

Von Fortunat Huber

Fortunat Huber schrieb 1938 — mitten in der Bedrohung durch Hitler:

Die Ereignisse der letzten zwanzig Jahre verhagelten unsere Träume von Menschlichkeit, Fortschritt, Recht und Freiheit. Unser Geschlecht ist vom Wahne der Güte des Menschenwesens gründlich geheilt. Aber nur mit dem Erfolg, einem noch entsetzlicheren Irrtum zu verfallen.

Ist die Erkenntnis der menschlichen Grausamkeit Grund genug, diese auch anzuerkennen? Muss uns die Einsicht der engen Grenzen unserer Freiheit verleiten, die Knechtschaft zu verherrlichen? Wir wissen um unsere Neigung, Macht zu missbrauchen. Nötigt uns das, Gewalt, die das Recht bricht, anzubeten?

Sicher nicht. Und doch wird uns dieser Wahnwitz seit Jahren durch eine in alle Einzelheiten wahrhaft teuflisch folgerichtig durchdachte und ausgeführte Werbung in Tat, Wort, durch Schrift und Bild eingetrommelt.

Einer unserer Bundesräte gab kürzlich dem Vertrauen Ausdruck, dass der Schweizer fremden Einflüssen unzugänglich sei. Ich weiss nicht, welche Überlegungen ihn zur Äusserung dieser Meinung bewogen. Auf jeden Fall ist sie falsch. Sollte das menschliche Herz unzerstörbarer sein als Granit, der es nicht ist?

Ich bin überzeugt, dass unser Volk einem gewaltsamen Einbruch mit dem Mute der Verzweiflung entgegenträte. Gefährlicher ist die unmerkliche Durchdringung mit neuen Wertmassern. Ist diese vollzogen, nützen uns keine Armee und kein Mut. Wir sind dem Gegner ohne Gewehrschuss verfallen.

Die Abwehr der neuen Wertungen ver-

langt mehr Widerstandskraft als der Einsatz in einem offenen Krieg. Es ist das Ringen mit einem Gegner, der, weil er nicht aus Fleisch und Blut besteht, nirgends gestellt werden kann. Für ihn, unsichtbar wie er ist, gibt es keine gesperrten Pässe, keine schwierigen Flussübergänge. Er nimmt uns im tiefsten Frieden, ohne uns anzurühren, die Waffen aus der Hand.

Schon allein aus den Untertiteln, die wir im folgenden wiedergeben, verstehen wir, was Huber sagen wollte. Sie wirken wie ein Programm:

Wir wollen uns nicht gewöhnen an die Verherrlichung der Masse.

Wir wollen uns nicht gewöhnen an die Verherrlichung von Führern.

Wir wollen uns nicht gewöhnen an die Verherrlichung des Staates.

Wir wollen uns nicht gewöhnen an die Versklavung der Wissenschaft.

Wir wollen uns nicht gewöhnen an die Verherrlichung der Gewalt.

Wir wollen uns nicht gewöhnen an die Verherrlichung des Krieges.

Erstaunlich ähnliche und ganz andere Irrlehren wirken heute auf uns ein. Gültig bleibt der Schluss:

Der Widerstand gegen die Gewöhnung an Wertmassstäbe — die wir ablehnen, nicht weil sie neu, noch weil sie fremd, sondern weil sie falsch sind — und die in unversöhnlichem Gegensatz zu unseren Zielbildern stehen, ist eine unserer wichtigsten Aufgaben. Sie ist nicht Sache des Bundesrates und nicht die irgendeiner Behörde. Sie liegt auf den Schultern des Trägers unserer Nation, des einzelnen, verantwortungsbewussten Bürgers.



Von Heinrich Otto

In der Juli-Nummer 1939 berichtete der Schweizer Spiegel über die Umtriebe eines nationalsozialistischen Werkmeisters in der ehemaligen Waffenfabrik im solothurnischen Zuchwil. Heute gehört der Betrieb zur Gruppe Sulzer und hat auf die Fabrikation von Webmaschinen umgestellt. Damals scheint der Hermann-Göring-Konzern Eigentümer des Unternehmens gewesen zu sein.

Im Artikel wird von einem Streber berichtet, der das Schicksal der Beschäftigten weitgehend in der Hand hatte, sie in der Krisenzeit mit der Nazi-«Idee» infiltrieren wollen und vor der Entlassung von Aufrechten nicht zurückschreckte. Dieser Werkmeister Schaade fühlte sich bereits als Gauführer der Schweiz. In seinem Büro wurde unter dem Bild Hitlers über die berufliche Existenz der Arbeiter entschieden.

Die Zuchwiler, zum grössten Teil von dieser Firma abhängig, muckten vorerst nur vereinzelt auf gegen die Ansinnen des Nazi-Werkmeisters schweizerischer Herkunft. Dieser fühlte sich dadurch ermuntert. Vom Siegestaumel der Deutschen — nach dem Anschluss Österreichs und nach der Annexion des Sudetenlandes infolge des Münchner Abkommens — erfasst, trieb es Schaade immer bunter.

Nun beschloss der Gemeinderat, eine Volksversammlung einzuberufen. Da erklärte der Zuchwiler Gemeindevorsteher: «Liebi Mitbürger, diir wüsstet alli, um waas as s goot. I dr Waffefabrik het eine, ne Betriebsleiter, scho lang bi den Arbeitere mit syne nationalsozialistische Idee ghusiert — und d Spatze pyffe s vo allne Dächer, as er settig Lüüt ygstellt het, wo no syner chratzige Gyge tanzet hei ...»

Lektüre für die Ferienzeit

Samuel Arnold, Provozierte Schweiz. Ein provozierendes Buch. Eingeleitet von Daniel Roth. Fr. 8.80

Anna Felder, Quasi Heimweh. Romanze junger Fremder und ihrer neuen Welt in diesem Land. Der aktuelle Schweizer Roman. Ln Fr. 16.80, Pp Fr. 10.80

Rodana Verlag Zürich. Erhältlich durch den Schweizer Spiegel Verlag, Zürich

KRIEG UND FRIEDEN

Miir machen öich der Vorschlaag, me sell mit allne Chrefte druff dringe, ass däm Maa dr Rigel gtosse wird i dr Waffefabrigg, für jetz und für alli Zyte. Nit nume das! Me söll vor d Regierig goo, si sell drfür soorge, ass ändlige dene Trybereien es Änd gmacht wird und d Polizei nes Aug sell haa uf jede, wo vo däm Soome wott uusströie . . .»

Die von 600 Personen besuchte Versammlung verabschiedete dann einstimmig eine Resolution, welche die Solothurner Regierung bat, dem Werkmeister das Betreten des Fabrikareals zu verwehren und auch anderen zweifelhaften Elementen auf die Finger zu schauen. Diese liess darauf tatsächlich bei Schaade eine Hausdurchsuchung vornehmen, die belastende Dokumente zutage förderte und seine Verhaftung ermöglichte.

Der Schweizer Spiegel hat mit diesem Artikel den mutigen Männern von Zuchwil, die ihre Existenz in einer gefährvollen Zeit aufs Spiel setzten, gleichsam eine bleibende Urkunde ausgestellt. Zugleich hat er ihr Verhalten zu einem Beispiel erhoben und manche andere zum Widerstand am eigenen Platz ermuntert.

Adolf Guggenbühl

Die Schweizer sind anders

Die Erhaltung der Eigenart, eine Frage der nationalen Existenz. 360 Seiten. Fr. 29.80.

Der ehemalige Herausgeber des Schweizer Spiegel zeigt an Hand zahlreicher Beispiele, wie sich in Lebensgewohnheiten des Alltags, in Kunst und Literatur schweizerische Eigenart äußert und wie sie heute bedroht ist. Lebendig, anregend, herausfordernd.

Schweizer Spiegel Verlag Zürich

Die Zahl der Menschen guten Willens war auch damals riesengross. Die «Gemeinde» der Leser des 1939 in 8000 Exemplaren erscheinenden Schweizer Spiegel versuchte an ihrem Ort ihren bescheidenen Beitrag zu sinnvoller friedlicher Entwicklung zu leisten. Mehr konnte auch die Schweiz als ganze nicht tun. Das grässliche, von Hitler und seinen Anhängern gewollte, in «Mein Kampf» angekündigte Geschehen brach herein.

Freiheit und Eigenart

Auf der ersten Seite der Herausgeber nach Kriegsausbruch hiess es:

Die Herausgeber des «Schweizer Spiegel» stehen beide an der Grenze. Das darf sie, wie alle unsere Soldaten, nicht hindern, für die Fortführung ihrer bürgerlichen Aufgabe weiter zu wirken.

. . . Auch der machtgerigste Gewaltsherrscher könnte unser Land nicht verschleppen und unsere Berge nicht versetzen. Er muss sie liegen und stehen lassen, wo sie sind. Aber was er uns nehmen kann, ist, dieses Land in der Freiheit nach innen und aussen zu bewohnen und zu verwalten, ohne die wir nicht leben wollen.

Es ist nicht Eigensinn, der unserm Volk ein Leben ohne diese Freiheit unerträglich erscheinen lässt, sondern sein eigener Sinn. Dieser Sinn hat in einer vielhundertjährigen Geschichte die uns eigene Art geschaffen. Sie äussert sich in allem. Das Verhältnis der Klassen zueinander ist weit verschiedener von dem jenseits unserer Grenzen, als wir es anzunehmen gewohnt sind. Unsere staatlichen Einrichtungen waren bei allen wirksamen Einflüssen von aussen in allem Wandel der Zeiten stets andere als jene aller unserer Nachbarn. Das Schrifttum, die Malerei, sie tragen unverkennbar den Stempel unserer eigenen Art.

Beim Festhalten an unseren Mundarten, bei der Pflege unserer Lieder, bei den kleinsten Kleinigkeiten geht es um unsere Seele.

Die Erhaltung unserer Eigenart ist notwendige Voraussetzung unserer

militärischen Wehrhaftigkeit. Ohne jene wäre diese sinn- und aussichtslos. Wir können nur uns selbst sein oder nicht sein.

Die Auflage blieb bis 1950 klein

Vieles von dem Geist, zu dessen Verbreitung das Redaktionsteam des Schweizer Spiegel unermüdlich beigetragen hatte, war Allgemeingut des Schweizervolks geworden. Entgegen einer verbreiteten Meinung drückte sich das aber kaum in einer höheren Auflage aus.

Es war der Buchverlag, der zu florieren begann. «Haushalten in der Kriegszeit» von Helen Guggenbühl wurde in 220 000 Exemplaren, «Wir wollen frei sein» in 40 000, «Gang lueg d Heimet a» in 60 000 und «Das Réduit» in 20 000 Exemplaren abgesetzt. Wie schwierig es bei uns Verlage und Autoren oft haben, zeigte sich freilich auch damals. Ein Grossverband des Gastgewerbes stiess sich daran, dass in Kurt Guggenheims feinfühligem, hervorragendem Roman «Wilder Urlaub» eine Serviertochter den Helden mit auf ihr Zimmer nimmt. Das schadete dem Verkauf sehr.

Nach dem Krieg erlebte Guggenheim den Durchbruch mit seinem vierbändigen «Alles in allem» im Artemis-Verlag, eine Art schweizerisches «Krieg und Frieden». Im Schweizer Spiegel Verlag selber reüssierten jetzt Rudolf Graber mit seinen Fährengeschichten, Peter Meyer mit Stilkunde und Kunstgeschichte, Alois Carigiet und Selina Chönz mit ihren Bilderbüchern.

Die Zeitschrift Schweizer Spiegel lebte als letzte richtig auf. 1950 erreichte sie eine beglaubigte Auflage von 11 000, 1968, 23 Jahre nach Kriegsende, eine solche von über 22 000 Exemplaren. Das bedeutete eine Steigerung von 50 000 auf 100 000 Leser, trotz Konkurrenz vieler neuer Frauen-, Hobby- und anderer Blätter.

Das heisst doch auch, dass der von uns vertretene Geist eines weltoffenen schweizerischen Selbstbewusstseins entgegen dem Anschein im Frieden nicht zurückging, sondern sich mit Unterbrüchen weiter entfaltete.

«Nüt drglyche tue!»

Ein Jahrgang im Querschnitt: Oktober 1941 – September 1942

Es war Krieg. Im August 1941 hatten die Hitler-Armeen Russland angegriffen. Grosse Ereignisse bewegten von aussen her die Schweiz. Im Innern aber blieben trotz allem die kleinen Sorgen. Wir blättern in einem Jahrgang und lassen die mehr oder weniger kleinen Probleme auf uns wirken. Hie und da machen wir (Kursivschrift) eigene Bemerkungen. J. O. R.

«Warum haben wir keine Kinder?»

Die Redaktoren des Schweizer Spiegels publizierten verschiedene Antworten auf eine Rundfrage zu einem Problem, das unter dem Schlagwort «Geburtenrückgang» damals die Gemüter erregte. Drei kleine Ausschnitte geben auch heute zu denken:

Ein Automechaniker meint:

«Warum ich keine Kinder habe? Weshalb fragen Sie mich? Wofür sollte ich Kinder haben? Zuerst soll mir der Bundesrat eine Stelle beschaffen. Da wird man mir nichts dir nichts auf die Strasse gestellt, verliert sein Geschäft und hat den Buckel voll Schulden und Sorgen. O, ich bin sogar froh, dass ich nicht noch mehr Mäuler zu stopfen habe. Wozu denn Kinder auf die Welt stellen, wenn das Leben von den Grossen nicht einmal garantiert ist? Sollen wir denn nichts als Kanonenfutter machen?»

Ein Kaufmann, 50 Jahre alt, nennt verschiedene Gründe seiner Kinderlosigkeit und schreibt am Schluss:

«Der letzte Grund unserer Kinderlosigkeit liegt allerdings noch ganz anderswo. Sehen Sie, ich bin katholisch geboren und katholisch aufgewachsen. Meine Frau ist protestantisch. Natürlich, Sie finden es lächerlich, dass aus einer solchen Ehe keine Kinder erwachsen können. Ich auch. Aber doch ist es so.

Einem Katholiken ist es verboten, eine Protestantin zu heiraten. Sie hätte sich katholisch taufen lassen müssen. Ich weiss nicht genau, wie die Vorschriften sind. Item, wir konnten uns

nicht katholisch trauen lassen, und weil wir sehr verliebt waren, haben wir geglaubt, die Hauptsache sei, dass wir einmal verheiratet seien. So haben wir die Trauung sang- und klanglos vorgenommen, wie es dazumal Mode war. Man ging einfach im Werktagskleid zum Zivilstandsbeamten, und fertig war die Laube. Zu jener Zeit habe ich mir darüber keine Gedanken gemacht. Aber dafür sind sie später gekommen, besonders während meiner Krankheit. Ich habe nämlich jetzt das Gefühl, unserer Ehe fehle etwas Wichtiges, das ist der Segen Gottes.»

Wir erfahren heute, dass in konfessionellen Fragen manche Schwierigkeit kleiner wird. Das Problem um die Kinderfrage bleibt jedoch bestehen.

Die Frau eines städtischen Beamten erklärt:

«Der Wunsch nach einem Kind ist mir erst gekommen, als mein Mann mich am Sonntag jeweils allein liess. Wenn er Velofahren oder in die Berge ging, habe ich mich nach mehr Zeitvertreib an den langweiligen Sonntagen gesehnt.

Der Haushalt allein tut es nicht. Jetzt sitze ich an schönen Sonntagen allein in der Wohnung und warte, ob Besuch komme oder keiner. Eine Aufgabe, die darin bestehen würde, mein Kind zu hüten und zu erziehen, wäre wohl am Platz. Ich habe deshalb meinen Gusti schon öfters wieder angefragt, ob wir nicht ein Kind bestellen möchten. Aber leider sagt er immer noch kategorisch nein. Die Zeiten seien jetzt zu schlecht, und ich wisse genau, dass wir kaum mit unserem Lohn auskommen, wenn er doch soviel Militärdienst machen müsse.»

Was meinten damals die Herausgeber und Redaktoren des Schweizer Spiegels dazu?

«Der Schweizer Spiegel tritt seit seinem Bestehen für die Familie und für die Familie mit Kindern ein. Er tat das schon zu einer Zeit, als diese Gedanken noch auf wenig Verständnis gestossen sind. Wir freuen uns über den Umschwung. Wir fürchteten den

„Volkstod“ nie, heute aber haben wir den festen Glauben, dass schon in der allernächsten Zeit die Geburtenzahl wieder stark zunehmen wird.»

Wir erinnern uns, dass schon an der Landi 1939 (Schweizerische Landesausstellung in Zürich) eine drastische Darstellung die Angst vor dem bevorstehenden Sterbeüberschuss sichtbar machte und den Besucher schockierte. Merkwürdigerweise stieg in den späteren vierziger Jahren die Geburtenziffer wieder an. Der Glaube der Schweizer Spiegel Redaktoren war nicht ungerechtfertigt.

Heute bewegt uns ein ähnliches Problem. Auf der einen Seite spricht man von einer drohenden Übervölkerung der Welt, auf der andern Seite scheint sich in der Schweiz wieder ein Rückgang der Geburten abzuzeichnen. Darf die Gesamtsituation auf der Erde den Rückgang in unserem Lande rechtfertigen? Sicher dürfen wir auch heute wieder vom gleichen Glauben erfüllt sein: Wir brauchen den Volkstod nicht zu fürchten. Es wird wieder eine Lösung geben. Sicher gilt jetzt was damals und was die Redaktoren 1941 prinzipiell ausführten:

«Wir sind auch heute noch der Ansicht, dass die Frage, Kinder zu haben oder nicht zu haben, eine Gewissensangelegenheit ist, die, soweit die Entscheidung überhaupt beim Menschen liegt, der einzelne zuletzt mit sich selbst ausmachen muss. Aber auch dazu sollte er sich über die Gründe, die ihn bestimmen, klar sein.»

Oktober 1941

Kinderweisheit

Eines Morgens begegnete mir ein zirka fünfjähriger Knabe mit umgehängter Znünitäschle. Der kleine Knirps war wahrscheinlich zu spät aufgestanden, denn er war nicht gekämmt, hatte seine Hosen nicht zugeknöpft und hatte es sehr pressant. Ich stellte den Knirps und sagte zu ihm: «Du muesch dänn dyni Hoseknöpf na zuetue!», worauf er mir erwiderte: «I gah ja erscht i Gvätterlischuel» und davonsprang.

Oktober 1941

Mangelwirtschaft hat auch ihre Vorteile

Erzwungenes «Iss dich schlank!»

Iss dich schlank, ist heute Parole. Die Rationierung der Lebensmittel machte damals leichter möglich, was heute allein dem eigenen starken Willen überlassen ist. Der Schweizer Spiegel vergleicht «die Lebensmittelrationen im letzten Weltkrieg und heute» (gemeint sind der erste und zweite Weltkrieg). Obwohl die Rationen gegen Ende des Krieges noch knapper wurden, erlaubt schon die nebenstehende Zusammenstellung die Frage: Könnte ich mit diesen Rationen heute auskommen? Schlank werden?

Januar 1942

Kein Wegwerfproblem

Wir staunen, wenn wir in fast jeder Nummer schon 1941 und 1942 lesen, zu welchen Inseraten die damalige Mangelwirtschaft Anlass gab: Die Konservenfabrik Lenzburg schreibt:

«Das Blech ist rar. Darum jede Konservenbüchse nach Gebrauch gut reinigen und sofort zur Wiederverwertung zurückgeben. Jedes Lebensmittelgeschäft vergütet für 1/1 Büchsen 5 Rappen, für 1/2 Büchsen (nur hohe) 3 Rappen.»

«Konservenbüchsen sorgfältig behandeln! Wir brauchen sie für die nächste Ernte wieder.»

«Auf jede Büchse kommt es an, ob wir im nächsten Jahr genügend für den Winter vorsorgen können. Keine einzige Konservenbüchse darf verlorengelassen.»

Januar, Mai, Juni 1942

Winterferien in der Schweiz (Auszug mit Pensionspreisen)

Arosa: Sporthotel Merkur: ab Fr. 14.—
Belvedere: von Fr. 14.— an
Bergün: Weisses Kreuz: von Fr. 8.75 an
Davos-Dorf: Edelweiss: von Fr. 9.25 an
Davos-Platz: Post- und Sporthotel: ab Fr. 14.—

Art der rationierten Lebensmittel	Ordentliche Rationen für Erwachsene in g	
	Dezember	
	1918	1941
Zucker	600	750
Teigwaren	400	250
Mehl }	370 }	500
Mais }	0 }	
Reis }	400 }	500
Hafer/Gerste }	75 }	
Hülsenfrüchte	frei	250
Milch Tagesration in dl	4	frei
Fettstoffe (Butter, Speisefett, Speiseöl)	500	750
Käse	250	400
Brot Tagesration	250	frei
Bohnenkaffee*	frei	150
Kaffee-Zusatz*	frei	100
Kartoffeln Jahresration in kg	100	frei
Einmachzucker Jahresration in gr	4000	4500
* oder nach freier Wahl die entsprechenden Quantitäten Kaffee-Ersatz, Kaffee-Extrakt, Schwarztee oder Kakao nach Punktbewertung.		
Die Höchstpreise der wichtigsten Lebensmittel 1918/19 und heute		
	1918/19	1941
	Fr.	Fr.
Schweinefett inländ. p. kg	12.—	5.30
„ amerik. „ „	6.50	—
Kochfette „ „	6.90	—
Kokosfett „ „	6.90	2.68
Oele „ Lit.	5.70/6.60	2.66
Brot „ kg	—75	—52
„ verbilligt „ „	—51	—
Mehl „ „	—80	—54
Griess „ „	1.05	1.14
Milch „ Lit.	—40	—39
„ verbilligt „ „	—27	—
Butter „ kg	8.—	7.10
Käse, fett „ „	4.20	3.60
„ mager „ „	2.90/3.10	2.50
Zucker „ „	1.36/1.52	—98
Reis „ „	1.06	—55
Teigwaren „ „	1.42	1.10
Hafer } Prod. „ „	1.42	1.15
Gerste }		
Maisgrieß „ „	1.—	—72

Engelberg: Bellevue: Fr. 12.50 bis 17.—
Flums: Tannenboden: Fr. 8.50 bis 9.—
Lenzerheide: Schweizerhof: von Fr.

15.— an
Pontresina: Engadinerhof: von Fr.
11.— an
Wildhaus: Kurhaus Schönau: ab Fr.
8.—

Januar 1942

Optimismus mitten im Krieg

Muss es uns nicht wundern, dass Adolf Guggenbühl gerade in dieser Zeit einen Artikel schreiben konnte mit dem Thema: «Misstrauen macht die Welt zum Gefängnis?»

März 1942

Schweizerspiegel-Horoskop

«Das Horoskop des Schweizer Spiegel ist besonders wertvoll, da es nicht nur für eine Woche, sondern gleich für den ganzen Monat genaue Voraussagen der Zukunft enthält. Es erlaubt also Disponieren auf weite Sicht. Ein zweiter Vorteil ist, dass die Prophezeiungen nicht nur für einzelne Tierkreistypen, sondern für alle gelten. Ein weiterer Vorzug unseres Horoskops ist, dass sich unsere Voraussagen nicht auf unkontrollierbare astrologische Berechnungen aufbauen, sondern von A bis Z glatt aus den Fingern gesogen sind.»

8. April: Warme Unterwäsche schützt Sie vor Erkältungen. Achtung vor Kurzschlüssen und geöffneten Gasbahnen.

12. April: Ihr Pessimismus ist begründet. Halten Sie sich zurück! Am besten verbringen Sie den Tag im Bett. Ihr Gelüste nach Tomatensalat ist verfrüht.

22. April: Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Erheitern Sie mürrische Gesichter durch kleine Geschenke. Hüten Sie sich vor Mumpf!

30. April: Es wird alles besser herauskommen, als Sie heute denken. Auf Regen folgt Sonnenschein. Mit Speck fängt man Mäuse.»

April 1942

Es war sogar damals nicht besser!

Zu wenig Junge in den Parteien!

Der Mitbegründer des Schweizer Spiegel, Fortunat Huber, schrieb einen Beitrag, den man fast wörtlich heute abdrucken könnte:

«Gehört die Jugend in die Parteien?»
«... Die Zahl der Jungbürger, welche die Absicht zum Ausdruck brachte, sich in einer politischen Partei zu betätigen, ist verschwindend klein. Vielleicht haben auch Sie diese Feststellung kürzlich gelesen. Sie stand im Bericht des Zürcher Stadtpräsidenten über das Ergebnis einer Rundfrage, warum die Jungbürgerfeiern schlecht besucht waren. Es soll Leute geben, die sich gewundert haben. Das wundert mich.»

Der Inhalt des Beitrags ist heute noch ebenso aktuell wie damals:

«Ist diese Tatsache bedauerlich?»

«Das Vertrauen in die Parteien ist erschüttert»

«Kann das Vertrauen wieder geschaffen werden?»

«Die Sendung der Jugend in den Parteien»

«Die jungen Bürger gehören in die Parteien»

April 1942

Schweizerdeutsch

Die Sprache interessiert den Schweizer Spiegel nach allen Seiten. Immer wieder veröffentlichte er Zusammenstellungen von Dialektausdrücken in verschiedenen schweizerischen Regio-

und ebenso	und äbenesou	(Zuger)
tiefe	täüffi	(Zuger)
beleidigt	höön	(Bern)
deswegen	destwäge	(Bern)
natürlich	natyrilig	(Basel)
hat etwa jemand	het eppen epper	(Basel)
was man	wammer	(Thurgau)
begreiflich	begryfflech	(Thurgau)
irgendwo hindurch	näiwe dure	(Nidwalden)
hol du mir	hol dui miär	(Nidwalden)

Januar 1942

«Küchenspiegel»

Eine andere Fundgrube sprachlicher Delikatessen bildet — damals und heute — der Küchenspiegel.

Potage à l'Ail
Consommé à la Célestine
Foie de Veau Brochettes
Tête de Veau à la Poulette
Blanquette de Dinde
Civet de Chevreuil
Brochet au Bleu
Croûte aux Morilles
Pommes Bonne Femme
Bavarois
Glace aux Avelines
Parfait

Es dürfte heute noch nützlich sein, solche Übersetzungen herauszugeben. Nicht überall sind die Speisezetteln in Deutsch abgefasst. Französisch ist nun einmal kulinarische Amtssprache. Achten Sie jedoch darauf, dass Sie keinen Kellner erwischen, der weder

Aus einem Fachbuch (Duchamp & Jenning, *Le Traducteur des Menus*, Orell-Füssli-Verlag, Zürich) gibt der Schweizer Spiegel Ausdrücke wieder, wie sie in Menus sehr oft vorkommen:

Knoblauchsuppe
Flädli-suppe
Kalbsleber am Spiesschen
Kalbskopf in weisser Sauce
Truhenne an weisser Sauce
Rehpfeffer
Hecht, blau
Morchelschnitte
Äpfel nach Hausfrauenart
Gestürzte Crème
Haselnusseis
Leichte Glace

September 1942

das eine — die Amtssprache der Speisezettel — noch das andere — die deutsche Sprache versteht!

A propos! Die Schweizer müssen damals trotz Rationierung doch noch recht gut gegessen haben!

«Diese sachlichen Frauen . . .»

In seinen allmonatlichen Glossen berichtet Charles Tschopp:

«Aus einem ‚Lob der Skiamazonen‘:

Irgendwo in der Schweiz fanden sich unsere besten Fahrerinnen zusammen. Eine Frau, die mit ihnen zusammenlebte, schreibt voller Begeisterung von ihnen:

Aber . . . 'ehrlich gestanden, der Sinn

ihrer Gespräche lag für mich nicht immer ganz offen zutage. Was mich vor allem erstaunte, war die ausgesprochene Kenntnis des menschlichen Knochenbaus. Ich erkannte dann, dass sie dieses anatomische Wissen aus dem einfachen Grunde besaßen, weil die meisten von ihnen so ungefähr alle jene Knochen gebrochen, alle Muskelbänder und Sehnen zerrissen und gedehnt hatten, die das Anatomiebuch aufzählt...

Junge Männer waren für sie nur dann erwähnenswert, wenn sie in Skiwachs oder Lackmischung etwas zu bieten hatten.

Auch ihre Gespräche bewegten sich in einer klaren, ja gletscherkühlen Atmosphäre. Manchmal hätte es mich direkt erleichtert, diese sachlichen Frauen einmal bei typisch fraulichen Äusserungen zu ertappen. Aber nein, sie sprachen über Skibindungen, Knochenbrüche und die beste Lacksorte... —»

April 1942

Gegen Blut und Boden

Fortunat Huber startete einen «ohnmächtigen Versuch zur Abschreckung der Fabrikanten und Vervielfältiger sinn- und hemmungsloser Mundart-Gedichte». Eines seiner Musterbeispiele alias Persiflagen lautet:

«S tot Flüügli»

«Wien en Soldat im Wüeschtesand
Lyscht gstorbe du i myner Hand,
Mit prochne Auge, d Flüegeli kabut,
Du Arms, du wäisch, wies Sterbe
tuet!

Geschter no häsch tanzt im Sunneschy,
Jetzt isch dys fröhli Läbe hy.

Für mich chas nu äis Tröschtlige;
I Zuekunft zittrischt nüme me.

Mags Läbe no so grüüslige tue,
Du Arms häsch künftige ebige Rue.»

Juli 1942

Der Schweizer Spiegel trat und tritt wohl für die Mundart ein, war und ist aber gleichzeitig gegen falsch verstandenen Heimatstil. Kitsch verbirgt sich oft hinter dem, was Mode ist oder sein will.

Mission der Schweiz ?

Die folgende Seite der Herausgeber scheint uns heute so bedenkenswert wie damals. Zudem zeigt sie: sogar mitten im Krieg waren wir geistig keine Insel – und stritt man sich um Grossflugplätze. Das Selbstgenügen, das jetzt vorbei sein soll, hat es nie gegeben!

«Es wird in der letzten Zeit viel von der Mission der Schweiz geredet. Wir freuen uns darüber. Wir empfinden vor dem grossen Worte keine Scheu. Es darf doch wohl angenommen werden, dass es niemand in den Mund nimmt, der die Schweiz nicht wirklich als Nation, das heisst als zwar vielfältige, aber dennoch als Einheit — auch *kulturell* — betrachtet. Etwas, das nicht immer in allen Kreisen der Fall war. Dann aber begrüssen wir es auch als Hinweis darauf, dass bei uns die Schweiz nicht mehr, wie lange genug, als eine im wesentlichen historische Angelegenheit betrachtet wird, deren Mission im grossen und ganzen als abgeschlossen angesehen werden könnte, sondern als eine lebendige Wirklichkeit, für welche die Gegenwart wichtiger als die Vergangenheit, am allerwichtigsten aber die Zukunft ist.

Weniger erfreulich ist die Weise, wie von der Mission der Schweiz gesprochen wird. Da sind zunächst einmal die Versuche, uns einzureden, unsere Sendung als Nation bestehe darin, uns möglichst reibungslos in die Pläne einzufügen, die andere Nationen als ihre Mission betrachten. Ob es sich um eine europäische oder internationale Ordnung handelt: in jedem Falle muss unser Platz in der Völkergemeinschaft nicht durch die Mission anderer Nationen, sondern durch unsere eigene bestimmt werden.

Aber auch das krampfhaft Suchen nach einer nationalen Mission im Rahmen unseres eigenen Volkes beweist ein allzu schwaches Selbstvertrauen. So wenig wie wir im Ausland Umschau halten müssen, so wenig sind wir darauf angewiesen, jedes bei uns auftauchende Projekt daraufhin anzusehen, ob es sich nicht um das sich nun end-

lich offenbarende Objekt unserer nationalen Mission handeln könnte. Sogar so altherwürdige Aufgaben wie jene, die Vermittlerin dreier Kulturen zu sein, oder die Hüterin der Alpenpässe, umfassen unsere Mission keineswegs. Sie gehören wahrscheinlich dazu, weil es zum Wesen unseres Volkes gehört, dass bei uns vier Sprachen gesprochen werden und die Alpenpässe nun einmal auf unserem Gebiete liegen. Aber sie erschöpfen unsere Mission nicht. Ebenso wenig die Zielbilder des Roten Kreuzes.

Als groben Unfug jedoch betrachten wir, wenn irgendein Projekt, das die Gegenwart mit Recht stark beschäftigt, nur schon deshalb als ‚schweizerische Mission‘ betrachtet wird, weil es riesenhafte Ausmasse hat. Ob es sich um Kraftwerke oder ein Netz neuer Beton-Autostrassen oder einen gigantischen internationalen Flugplatz handelt: Wir haben keinen Anlass, uns vor solchen Projekten zu fürchten, nur weil sie gross sind, aber noch weniger Grund, uns bloss deshalb für sie zu begeistern. Weder das Gebiet der Schweiz noch unsere nationale Würde werden grösser dadurch, dass wir für ein Riesenvorhaben einstehen. Das Entscheidende ist, dass wir jedes Vorhaben, ob gross oder klein, so an die Hand nehmen, dass sie dem Wesen unserer Nation — zu der auch das Mass gehört — und damit der Mission der Schweiz entsprechen.»

September 1942

Natürlich stand in diesen Jahren auch im Schweizer Spiegel etwas mehr vom Krieg: Warnungen vor der Hitler-Barbarei, wie 1938, Erlebnisse aus dem Aktivdienst, solche von Flüchtlingen und Erfahrungen aus der Betreuung derer, die hier Asyl fanden. Dominierend war indes das für das seelische Durchhalten so wichtige Ernstnehmen des Alltags, hinter dem man das Drama nur ahnte – nach dem uralten Leitsatz der Sennen, zuerst einmal «jaa nüüt drglyche z tue», wenn sie der Wirkung des bösen Berggeists ausgesetzt waren (indem zum Beispiel ein Stück Vieh verloren ging).

«Dieses ständige Kopfdrehen...»

Klärendes von Adolf Guggenbühl zur Armee reform-Diskussion 25 Jahre vor dem Oswald-Bericht

September 1945. Der Weltkrieg war zu Ende, seit Mai in Europa, seit August in Asien. Im Gegensatz zu 1914/19 hatte sich 1939/45 in der Schweizer Armee statt schwerwiegender Unzufriedenheit fast so etwas wie Wohlbefinden manifestiert. Weshalb?

Einmal spürte die überwältigende Mehrheit, dass wir tatsächlich die Grundwerte unseres Zusammenlebens schützten. Daher gab es keinen «Graben zwischen Deutsch und Welsch», bekannten sich die Sozialdemokraten vorbehaltlos zur Landesverteidigung, schmolzen die zuerst mit Hitler paktierenden Kommunisten zusammen, meldeten sich viele (wie der spätere Bundesrat Max Weber), die in der Friedenseuphorie der zwanziger Jahre den Militärdienst verweigert hatten, freiwillig zur Armee.

Dazu kamen: der Lohnausgleich für die Wehrmänner, die neue Einstellung der Unternehmer, Gewerkschaften und Arbeiter, die im bekannten Friedensabkommen ihren ersten starken Ausdruck gefunden hatte, und manches andere.

In der Armee benützte zwar ein Teil des Offizierskorps diese Unantastbarkeit des Wehrwillens, um Disziplin und Härte durch übertriebenen Drill und unverständliche Anforderungen zu «fördern». Die meisten dieser Offiziere neigten auch politisch mehr oder weniger zum nördlichen Nachbarn mit seinem Führerprinzip. Bei der grossen Mehrheit aber der Miliz- und auch der Berufsoffiziere entstand aus dem Widerstandsgeist gegen die Schandtaten des Hitlerregimes auch eine Ablehnung der einst von vielen bewunderten «preussischen Formen» der deutschen Armee.

Seit 1940 hatte eine Diskussion um eine Armee reform eingesetzt. Darin liefen manche Tendenzen durcheinander. Jene, denen es vor allem um die psychologische Seite, um die Gesinnung ging, benutzten die Erfolge der amerikanischen Armee, um ihre Auffassung zu stützen — wie ihre «Nachfahren» die Siege der in den Formen noch demokratischeren israelischen Truppe.

D. R.

Ich habe vor einiger Zeit einen amerikanischen Berufsoffizier, der hier interniert war, über seine Eindrücke von der schweizerischen Armee befragt. Er antwortete mir folgendes: «Das Gesamtbild ist ausgezeichnet, aber» — und dabei verzog er sein Gesicht zu dem typischen lebenswürdigen amerikanischen Lachen — «der Dienstbetrieb scheint mir etwas altmodisch. Dieses ständige Absätze zusammenklopfen und Kopfdrehen — you know, what I mean!»

Egalité nein, Kameradschaft ja

Selbstverständlich muss eine Armee hierarchisch aufgebaut sein. Grundlage jeder Armee ist der Gehorsam des Untergebenen. Selbstverständlich muss ein Befehl ausgeführt werden, auch wenn er dem Untergebenen unsinnig erscheint, ja sogar unsinnig ist. Daran gibt's nichts zu rütteln. Die Befehlsverweigerung muss mit drakonischer Strenge bestraft werden. Das gilt auch für die Armee eines demokratischen Staates, auch für die Milizarmee, ja für jede Partisanenarmee, wenn sie eine ernsthafte Kampfleistung vollbringen und nicht einfach Räuberli spielen will. Der Untergebene kann nicht Gleichheit verlangen. Aber er kann etwas anderes verlangen, und an diesem Punkt sollte die Reform einsetzen: Der Soldat wie der Offizier haben Anspruch auf die gleiche Respektierung ihrer Menschenwürde, die gleiche Rücksichtnahme auf ihre Ehre. Sie sind nicht gleichberechtigt, aber sie sind gleich wert. Sie erfüllen verschiedene Funktionen, aber beide sind Träger der gleichen soldatischen Ehre, beide sind Bürger der gleichen Demokratie und deshalb Kameraden.

Unsere militärischen Formen, die den Verkehr zwischen Soldat und Offizier regeln, gehen von der falschen Annahme aus, das «Offizierskorps» und die «Mannschaft» gehörten grundsätzlich verschiedenen Klassen an. Dadurch fühlt sich der Soldat ständig in seiner Ehre gekränkt, der Offizier aber wird in eine Rolle gedrängt, die

seinem Wesen als Schweizer fremd ist...

Das falsche Vorbild

Unserer Armee, die nach 1848 aufgebaut wurde, dienten als Vorbild in der Hauptsache die Söldnerregimenter des 18. Jahrhunderts, wo das Offizierskorps in der Regel aus Aristokraten, die Mannschaft aber aus allen möglichen zusammengewürfelten Elementen bestand. Später gerieten wir unter den Einfluss des französischen und vor allem des deutschen Vorbildes, das ebenfalls für unsere demokratischen Verhältnisse nicht passte.

Erstens gibt es in unserer Demokratie auch im Zivilleben nicht so scharfe Klassengegensätze wie in anderen Ländern, und zweitens ist es durchaus nicht so, dass unsere Offiziere der Herrschaft, die Soldaten aber dem sogenannten Volk angehören.

Sobald das geistige Problem gelöst ist, werden auch viele andere Probleme, die jetzt den Fachleuten so viel Schwierigkeiten bereiten, leichter zu bewältigen sein...

Guggenbühl geht auf die einzelnen Fragen der Reform ein und schliesst:

Wie im einzelnen die schweizerische Lösung dieser Fragen aussehen wird, darüber kann man in guten Treuen verschiedener Meinung sein. Wichtig ist nur, dass man bewusst nicht nur auf das Organisatorische Wert legt, sondern auch in der Gestaltung des Stiles eine schweizerische Form sucht, im Interesse unserer Armee, die wir in Zukunft so nötig haben werden wie in der Vergangenheit.

Lektüre für die Ferienzeit

Hans-Rudolf Lehmann, Ausbruch. Ein junger Schriftsteller, der nicht mehr bloss die Leere in unserer Zeit zeigt, sondern auch den Versuch, sie zu überwinden.
Ln Fr. 16.80

Rodana Verlag Zürich. Erhältlich durch
den Schweizer Spiegel Verlag, Zürich
